

Nachkriegsjahre in der Rampenstraße

Wie hat sich das Gesicht der Häuser verändert!¹ Früher gab es Sprossenfenster, nach außen zu öffnen. Die Flügel wurden oft nur „eingekrackt“, also ineinander verhakt, so daß (nur etwas) frische Luft in die Wohnung kam.

Die Fenster waren umständlich zu putzen, jeweils drei Scheiben für einen Flügel und zwei fürs Oberlicht. Noch heute sehe ich meine Oma auf der Fensterbank stehen, einen Fuß innen, einen außen, freihändig sich bückend, um das Putztuch im Wassereimer auszuwringen. Das ist heute praktischer.



Rampenstraße 11A
⇐ heute ca. 1931 ⇒

Doch wie abweisend sehen die Häuser mit ihren Ein-Glas-Flächenfenstern aus! Auch vor den Balkonen. Ästhetisch ein Fiasko, aber ein Fortschritt, nicht nur fürs Putzen. Denn wo früher ein Balkon war, ist heute eine Dusche. Daß wir auf unseren rund 45 Quadratmetern weder



Badewanne noch Dusche hatten, habe ich ja schon geschrieben. Auch kein Wohnzimmer. Wieso eigentlich? Die Klinkerbauten in der Rampenstraße hatten das alles, nur die Nummern 11A und 11B nicht. Alle Klinkerbauten, auch die in der Küchergartenstraße, waren nach und nach in den 20er Jahren vom Bauunternehmer Conradi erstellt und vermietet worden. Auch für die beiden letzten Häuser hatte er Geld von der Stadt aufnehmen müssen. Die aber machte nun drei anstelle von zwei Wohnungen pro Etage zur Bedingung, um mehr Wohnungen zu schaffen. Also wurde der Wohnraum den Möglichkeiten angepaßt. „Tut mir leid“, sagte Conradi zu meinem Opa, der nun die große Wohnzimmerlampe wieder verkaufen mußte. So wuchs ich also in einer Wohnküche auf. In der Nachkriegszeit hielt das keiner für ein Problem.

Erst in diesem Jahr erfuhr ich, daß der ganze Conradi-Block, von der Küchergartenstraße über die Rampenstraße bis rein in die Dieckbornstraße sozialer Wohnungsbau war, wie wir heute sagen würden. Man brauchte Bezugsscheine von der Stadt für die Wohnungen, darum gab sie günstige Kredite für die Erstellung – und der Bauunternehmer Conradi profitierte.

Der Krieg hatte seine Spuren am Haus hinterlassen: Splittereinschläge an der Fassade, und auf dem Dachboden sah man noch unverputzte Stellen an den Wänden zu den Nebenhäusern. Hier waren die Mauerdurchbrüche gewesen, durch die man bei Bedarf hätte flüchten oder auch hätte zum Löschen kommen können. Auch im Keller gab es das. Vom Keller aus ging es auf den Hof. Ein großes dickes Mauerstück aus Ziegelsteinen schützte Hoftür und Treppenaufgang vor Bombensplittern. Der Luftdruck von Bomben hatte jedoch in vielen Wohnungen

¹ Auf der alten Aufnahme sieht man noch die niedrigen Abschlußmauern des Vorgartens zur Straße hin, mit steinernen Kugeln und einer darüber laufenden Eisenstange. Die wurde für Kriegszwecke eingeschmolzen, einige Kugeln gab es in meiner Kindheit noch, die schöne alte Laterne aber nicht mehr.

Teile vom Deckenverputz „weggeputzt“; die Strohlagen der Decken waren sichtbar. „Haben ja alle *Heil!* geschrien“, sagte unser Etagennachbar Ahrenholz nach dem Krieg zu uns; er ein bekennender Sozialdemokrat, meine Mutter war NS-Mitglied gewesen. War es darum, daß wir unsere Wohnung auf eigene Kosten haben herrichten lassen, während er wartete, bis es der Hauswirt bezahlte? Der neue Hauswirt kam 1955. Er hatte, wie man hörte, das ganze Haus für hundertzwanzigtausend Mark gekauft mit der Auflage, es zu renovieren. Das war auch nötig. Denn man sah immer noch die Pinkelspuren, die vom vierten Stock bis runter in den ersten an der Treppenhauswand liefen. Die kamen von angeblich kanadischen Soldaten, die eine Dame im vierten Stock besucht hatten. Von einem Puff war die Rede. Jedenfalls polterten häufiger solche Besucher durch unser Haus.

Doch es gab auch andere Spuren. „Dieser Engländer da!“, geiferte eine Frau aus dem Nachbarhaus und zeigte auf Jürgen (Name geändert). Ich fragte daheim nach und erfuhr, daß Jürgen ein Fraternisierungsprodukt war.² Er wuchs bei seinen Großeltern in der Straße auf und lief bei uns unter dem Familiennamen der Großeltern. Später erfuhr ich auch, daß eine junge Frau aus unserem Haus von Soldaten bei ihren Eltern abgeliefert worden war, offensichtlich nicht nüchtern und die Kleidung war auch nicht mehr korrekt. „Lebet wohl, ihr deutschen Sauen, wir fahren heim zu unsern Frauen“ soll auf einem der Waggons gestanden haben, mit denen die Besatzungssoldaten aus der Rampenstraße abfuhr.

Waggons? Heute sieht man fast nichts mehr davon. Aber auf der anderen Straßenseite gab es Eisenbahnschienen bis hin zum Küchengarten und weiter zu den früheren Fabriken. Dort standen in der Besatzungszeit auch Versorgungszüge – mit Kohlen!! „Ihr seid doch blöd, wenn ihr friert“, hatte jemand gesagt. „Vor eurem Haus steht doch genug“. „Fringsen“ nannte man das im Rheinland, nachdem Kardinal Frings in gut augustinischer Tradition vorweg Absolution erteilt hatte für die Selbstversorgung im Notfall. Auch ohne katholische Dispens im evangelischen Hannover: Frau Rebscher aus der Dieckbornstraße, ausgesprochen wie „Röppscher“, riß die Waggontüren auf, die Kohlen polterten heraus und alle bedienten sich schnell bevor die Wachen kamen. Das weiß ich alles nur aus Erzählungen. Auch daß Frau Rebscher ihre Wohnung für die Amerikaner hatte räumen müssen und ins Haus gegenüber gezogen war, aber ganz unerschrocken mindestens einmal pro Woche ihre Wohnung in Schuß brachte, denn die „Amis“ kannten angeblich keine Klospülung oder waren einfach zu faul. Und überhaupt die Nachkriegszeit: Unsere Wohnungsnachbarin „Tante Mary“ betätigte sich erfolgreich im Schwarzhandel. „Hella, du bist ja reich“, hatte sie gesagt, aber meine Mutter wollte trotzdem nicht ihr Porzellan, lauter Hochzeitsgeschenke, gegen Lebensmittel eintauschen. Der Sohn von Tante Mary kam oft mit dick belegten Wurstbrotten auf den Hof. Andere Kinder wollten was abhaben. „Du sollst keinen abbeißen lassen!“, schrie Mary aus dem Fenster. „Du mußt Rolf ja auch nicht zur Reklame runterschicken!“, gab meine Mutter zurück. Apropos Reklame: Ich war dabei, als Inge, die Tochter, vor einem geöffneten Koffer voll großer dicker Würste saß. Sie nahm eine vor den Mund und sagte: „Die essen wir alle heute Abend auf.“ „Das mußt du nicht glauben“, beruhigte mich meine Mutter. Wer die Vermittlungsdienste von Mary nicht in Anspruch nehmen wollte, behalf sich anders. Auf manchen Balkonen wurden Hühner gehalten; wir versuchten es mit Tomatenanbau, wenig erfolgreich auf einem Nordbalkon. Die Ernte, klein und sauer, bekam ich, denn meine Oma sorgte immer für mich: „Gib’s man dem Lüttchen!“ Und unser späterer Hausmeister baute – wohl aus eigener Machtvollkommenheit – einen privaten Hühnerstall auf dem allen gemeinsamen Hof. Ich war noch klein und hatte einen schönen roten Lutscher, als sich sein freilaufender Hahn flügelschlagend bis in Höhe meines Mundes reckte, um daran zu picken – absolute Panik!

² Doch mit dem Begriff Fraternisierungsprodukt muß man vorsichtig sein. Laut „Leitfaden für Britische Soldaten in Deutschland 1944“, 2014 wieder aufgelegt und mit Übersetzung, waren „Eheschließungen zwischen Mitgliedern der britischen Streitkräfte und Deutschen ... verboten“, in der Übersetzung S. 45. Allen US-Behörden war es untersagt, in Vaterschaftsangelegenheiten Auskünfte zu geben über den Verbleib ihrer Besatzungssoldaten, wie ich aus einem konkreten Kriegskindfall weiß.



Nicht Panik aber Vorsicht war es, daß wir nachts den Garagenhof beleuchteten. Meine Oma hatte ein Taxi und auf dem Hof eine Garage. Wegen der Einbruchsfahrer stellten wir nachts einen umgebauten Autoscheinwerfer ins Schlafzimmerfenster.

Mitten in der Nacht war Schichtwechsel, dann übernahm der Kfz-Meister Könnecke von der Parterre-Wohnung die Abschreckung. Der hatte seine Miniwerkstatt in einer der Garagen.³

Hier stand unser Scheinwerfer. Der Garagenhof heute. Hinten der aufgestockte Bunker aus dem Krieg. Das Fenster aber ist noch alt.

Tempi passati, alles vorbei. Die wenigen alten Garagen machten vielen neuen Platz. Die Dame aus dem vierten Stock zog ins Nebenhaus und wurde nach und nach bürgerlich, Tante Mary eröffnete in der Fannystraße eine Kneipe und unser Haus wurde 1955 renoviert. Doch die ausgebesserte Fassade zeugt heute noch von den Kriegsschäden.

Die neuen Fenster und die Duschen kamen erst nach meiner Zeit in der Rampenstraße.

Eingang Rampenstraße 11A heute

Die Vorgärten waren übrigens für uns tabu. Fiel mal ein Ball rein, beeilten wir uns, ihn möglichst schnell wieder rauszuholen. Sonst gab es Ärger mit dem Hausmeister. Das war der einarmige Herr Fricke zu der Zeit, als der ganze Block noch zu Conradi gehörte, bei uns dann später Herr Schaare. Beide waren nicht angenehm im Umgang, generell, nicht nur mit Kindern. Doch überhaupt waren die meisten Erwachsenen nicht sonderlich freundlich zu uns Kindern.



Noch etwas hat sich verändert: Die Mülltonnen sind stehen nun nicht mehr frei hinter den Vorgartenmauern, sondern haben Boxen. Um die Mülltonnen gab es früher zuweilen Streit zwischen den Häusern 11 A und 11 B. In den Häusern bis N^o: 11 wohnten jeweils 10 Parteien und die hatten pro Haus eine Mülltonne. In 11A wohnten aber 15 Parteien und in 11 B auch. Die hatten zusammen drei Mülltonnen, eine stand vor 11 A und zwei vor 11 B. Von den zwei Tonnen vor 11 B gehörte also eine halbe uns, den Bewohnern von 11 A. War unsere Tonne voll, gingen wir rüber, um dort unseren Müll loszuwerden. Sah das jemand von 11 B, ging das Gezeter los: *Das ist unsere Tonne!* Es waren übrigens die alten runden Tonnen des Systems ES-EM mit dem Knubbel drauf. Den umfaßten die Müllmänner, wenn sie die Tonne zum Müllauto rollten, um sie dort zum Leeren hochzuheben. Direkt nach dem Krieg gab es solche Müllautos nicht oder noch nicht wieder. Ich habe

³ Den Typ der alten Garagen mit Flügeltüren kann man noch heute zum Beispiel an der Ecke Hohe Straße/Dunkelberggang sehen. Die waren unpraktisch, weil man im Winter den Schnee wegräumen mußte, um die Türen zu öffnen. Hat mir aber einmal eine Tafel Schokolade von einem unserer Fahrer eingebracht, weil ich den Job für ihn gemacht hatte.

noch gesehen, wie Männer die Tonnen mit langen Eisenhaken auf die Ladefläche eines kleinen Lastwagens hieften, um sie dort auf der Ladefläche auszukippen.

Noch eine Erinnerung

Es war 1948. Wir renovierten unsere leicht kriegsbeschädigte Wohnung. Maler war ein Herr Lotze.



Ich, vier Jahre alt, stand am Abend auf dem kleinen Schränkchen neben dem Waschbecken. Meine Mutter wusch mich.

„Ich möchte ein Brüderchen haben“, sagte ich.

„Dazu braucht man einen Mann“, war die Antwort,

„Papa ist doch noch nicht wieder da“. (Mein Vater war und blieb in Jugoslawien vermißt.)

„Kann das nicht der Herr

Lotze machen?“ fragte ich zurück.

Meine Mutter wollte auf den Vorschlag nicht eingehen, hat aber herzlich gelacht; warum, das habe ich damals nicht verstanden.